

# Liebeswerben einer kleinen Stadt

Münnerstadt — ein Lebensfaden / Von Heribert Schenk

Merkwürdig, wie das Leben oft um einen bestimmten Punkt kreist und wie sich am Ende gar — wenn auch vielleicht in einem weiteren Sinne — der Ring an solchem Punkte schließt. Je später man dessen inne wird, desto geheimnisvoller will es einen angesichts so vieler, ganz natürlicher Umwege anmuten, umso mehr, wenn einem solch ein Punkt eigentlich nie bewußt Mitte oder Ziel war. Mir erging es so mit Münnerstadt, das ich längst kannte, eh ich es je gesehen.

Auf der Volksschule in Königshofen im Grabfeld schien mir während des damals üblichen „Vorbereitungunterrichtes“ beim Stadtpfarrer auf die hohe Schule nichts näherliegender, als daß ich einst im benachbarten Münnerstadt das Gymnasium besuchen würde. Aber es kam anders. Der Vater hatte um eine Versetzung an einen Gymnasialort nachgesucht, denn schließlich waren wir vier Buben, die alle wegzuschicken, das Gehalt trotz allem nicht hinkreichte. So ging ich in Burghausen a. d. Salzach „aufs Gymnasium“ — viele, viele Kilometer von der fränkischen Heimat entfernt und in einer zunächst völlig fremden Atmosphäre. Wie fremd sie war? Als ich dort dem Leiter der Anstalt vorgestellt wurde, fragte er mich, was Vakanz bedeute. Ich wußte es trotz des „Vorbereitungunterrichtes“ nicht. Aber der Herr Oberstudien-direktor war — wie ich später herausbekam — Mürschter Student und sogar mit einer Münnerstädterin verheiratet, und so ging mir lange im Kopfe um, daß er mich um die Bedeutung dieses Wortes nicht hätte fragen dürfen, denn diesen Ausdruck kannte man im Fränkischen kaum, wohl aber im bayerischen Süden. Wie sollte ich als „Zuagroaster“ das wissen. „Derbleckt“ wurde ich von meinen Klassenkameraden ohnehin auch, weil ich kein „T“ und kein „P“ — für den Einzelbuchstaben pi zu sagen, war durchaus unfränkisch — sprechen konnte. Sie lachten aus vollem Halse, wenn ich z. B. statt „Tee“ fränkisch eben „Dee“ sagte. Aber das verdroß mich nicht weiter, denn gerade in Burghausen fand ich unerwartete fränkische Beziehungen, durch die ich Münnerstadt in seinem ganzen Studentenreiz kennen lernte. Beim Apotheker, damals dem einzigen der Stadt, hatte ich täglich — ob aus dieser ersten Berührung schon die Liebe und Leidenschaft zum späteren Beruf erwuchs? — den „Würzburger Generalanzeiger“ für meine Eltern abzuholen. Auch der Apotheker war Mürschter Student. Und welch einer! Er steckte in seinen alten Tagen noch voll lauter Streichen, die ich dann prompt analog ausführte. Er schwärmte aber auch geradezu schwelgerisch vom schönen Mürscht, das meine Vorstellungskraft bald in- und auswendig kannte, und natürlich von den Schelmenstücken — manchmal recht derben — der Mürschter Studenten.

Und wenn ich an die Gloriole denke, die besagter Apotheker um seine Studienzeit in Mürscht wob, dann muß ich sagen, daß ähnlich auch in Burghausen bis weit in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg hinein unsere Jugend noch ebenso sehr „romantisch“ beflügelt war. Als ich später Mürscht mit eigenen Augen sah, verspürte ich davon nimmer viel, — die Zeiten waren längst nüchterner, härter, auch von der Jugend her „anders“ geworden.

In München auf der Hochschule und dann gar im Beruf, der mich gleichsam über Nacht ergriffen hatte, entchwand Münnnerstadt auf viele Jahre völlig meinem Gedankenkreis, wenn auch nicht Mainfranken, denn durch meinen Vater kam ich oft in die Haßfurter Landsmannschaft zu den monatlichen Zusammenkünften im Münchener „Hartmannshof“. Mitte der Dreißiger Jahre wurden dann die Beziehungen nach Münnnerstadt wieder geknüpft, durch Herzensbande. Warum soll ich's nicht sagen — es wurde der Lebensfaden! Und seltsam — kaum daß dieser Faden mir noch recht bewußt war, spann sich noch einer dazwischen. Die Mutter lag todkrank. Der Vater war schon gestorben. Ich bestellte für die Krankenpflege eine Rotkreuzschwester. Sie war eine Münnnerstädterin. Und dann ging meine Geschichte von „Unserer kleinen Stadt“ in Familiengespinst weiter.

Gesehen aber habe ich, nachdem die Stadt mir schon weit über zwei Jahrzehnte ein Begriff war, Münnnerstadt zum ersten Mal in einem Urlaub während der ersten Jahre des zweiten Weltkrieges, zunächst noch als Zivilist, später als Soldat. Und als solcher kam ich nach der Entlassung aus Gefangenschaft denn auch in ihren und — nach Jahren und Jahrzehnten zugleich — der Familie Schoß. Ich kann mich erinnern, daß mich in meinem ersten Urlaub gestört hat, daß hinter der Volksschule am Graben die Stadtmauer einfiel. Das war in allen weiteren Urlauben so, auch als ich am Peter- und Paulstage 1945 zurückkam und lange darnach. Aber wie war das Antlitz Münnnerstadts damals verfästet! Da war der Einsturz besagten Mauerteils nicht mehr wesentlich, wenngleich es mich störte, daß da immer noch nicht abgeholfen worden war.

Und dann lernte ich Münnnerstadt eigentlich von Angesicht zu Angesicht kennen. Meine kunstgeschichtlichen Kenntnisse um die Stadt freilich waren nicht zu befriedigen. Das Schatzkästlein Münnnerstadts, die Stadtpfarrkirche, war schwer angeschlagen, die vielgerühmten Fenster z. B. waren nicht zu sehen. Jahre nicht. Wie glücklich rundet sich heute dagegen das Bild, da die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, im wesentlichen vernarbt sind. Nach all dem, was in diesen Jahren geschehen ist, kann die Atmosphäre nicht mehr die von ehedem sein. Dennoch ist ein Hauch von ihr geblieben. Als ich 1945 nach Münnnerstadt, von dem ich nie angenommen hätte, daß es mir einmal zur Heimat werden könnte, heimkam, vermißte ich das untere Tor — es war von den Amerikanern gesprengt worden, weil die Panzer nicht durchkamen. Aber da war doch noch das obere Tor und das besonders schöne Jörgentor. Di

Mauer wurde schließlich auch mal geflickt und noch mehr an ihr als nur das von mir bekrittelte Quentchen, denn auch da hatte der Krieg noch größere Scherben gebracht.

Und heute? Männerstadt ist wieder ein kostbares Juwel unter den fränkischen Städten geworden, seit seine Stadtpfarrkirche wiederhergestellt ist. Schöner noch, als sie in den letzten Dezennien war, da die Restauration nicht nur das wertvolle Alte großartig hat wiedererstehen lassen, sondern es in eine lichte, großräumige und durch seine Schlichtheit überwältigende Form gebunden hat, die besser denn je die ganze Kostbarkeit dieses kunstgeschichtlich einmaligen Besitzes in Franken zur Geltung bringt. Daß dazu in der Stadt selbst einiges geschehen ist, dürfte so augenfällig sein, daß es keiner Erwähnung bedarf. Aber wenn sich daneben auch in mancher Hinsicht eine neuzeitliche Entwicklung angebahnt hat, der Hauch des Alten, des Überkommenen ist Männerstadt trotz allem geblieben! Das macht es uns doppelt liebenswert, und dem, der es auf so verschlungenen Pfaden lieben lernte, noch viel mehr.

Merkwürdig, wie das Leben oft um einen Punkt kreist — meinte ich zu Anfang. Eine kleine Episode noch zum Schluß. Sie ist vielleicht sogar typisch fränkisch, und für Männerstadt wie überhaupt den Raum um die Stadt, worin ich das Grabfeld einbeziehen möchte, im besonderen. Als ich 1945 zurückgekommen war, suchte ich mit den Männerstädtern natürlich auch engeren Kontakt. So saß ich eines Abends — welchem Mürschter Student wäre der Name kein Begriff! — bei „Büchs“. Es wurde erzählt von — na ja, was man sich nach 1945 so alles erzählte. Ich kam mit einem Manne namens Magold ins Gespräch. Erzählte u. a. von Königshofen, von den Eltern, von den schönen Festen in der „Harmonie“, im Schützenhaus, vor allem von den Faschingsfesten. Erzählte auch, daß ich noch im Familien-Fotoalbum Bilder hätte, die z. B. die Eltern als Zigeuner mit einem Tanzbären auf einem Faschingsball zeigten. Mein Tischnachbar wollte das Bild sehen. Ich holte es. Und als er es in Händen hielt, fragte er: „Wer, meinen Sie wohl, ist der Tanzbär gewesen?“ Nun, die Eltern erkannte ich in der Kostümierung ganz genau, auch die Tamburin schlagenden Tänzerinnen, die ich als junger Mann später in München noch oft sah, aber den Tanzbären — in solchem Kostüm jemand zu erkennen, war zuviel verlangt. „Ich selbst war es“ — sagte mein Tischnachbar, der heutige Bürgermeister von Männerstadt. Ja, so eng war der Lebensfaden von Männerstadt um mich gesponnen — denn den Tanzbären aus den Jahren vor dem ersten Weltkrieg hatte ich natürlich gesehen. An den, der sich in der Verkleidung verbarg, hatte ich freilich keine Erinnerung mehr, wenngleich er als junger Lehrer im Hause meiner Eltern oft musiziert hatte, denn damals gab es auch noch Hausmusik.

Des Erzählens kann kaum ein Ende sein, so unerschöpflich ist eben Heimat. Aber da reden wir „Jungen“ heute — leider — auch schon von uralten Zeiten.